

(Nachdruck verboten.)

10]

## Die bunte Reihe.

Berliner Roman, Von Fritz Mauthner.

„Willkommen, lieber Bohrmann,“ sagte Mascha zur Begrüßung. „Aber das nächste Mal müssen Sie einen Rock aus diesem Jahrhundert anziehen. Ich selbst habe Sie gern so, wenn Sie aussehen, wie von einem Denkmal heruntergestiegen. Es ist nur der Leute wegen. Sehen Sie sich. Erzählen Sie mir. Haben Sie viel an mich gedacht?“

Nicht einmal, daß sie ihn das trauliche Du entzog, beachtete Bohrmann. Er konnte immer nur sich seines Rockes schämen und ihn mit ihrem Feenschlafrock vergleichen. Und während sie ihn ausfragte, dachte Bohrmann immer wieder daran, wie er Hilde die Notwendigkeit eines neuen schwarzen Rockes begreiflich machen konnte.

In einer solchen Gemütsverfassung sollte er Mascha einen Bericht über sein bisheriges Leben geben, eigentlich eine vollständige Lebensbeschreibung. Niemals hatte Mascha solche Fragen an ihn gestellt. Es war immer, als dächte sie nicht über seine Gegenwart hinaus, nicht an die Zukunft und nicht an die Vergangenheit.

Heute müsse sie ihm wenigstens biographisch zurechtstutzen. Maschel, der große Maschel werde unter den Gästen sein. Bohrmann müsse ihn zu gewinnen suchen, durch die Gusti Mauerhofer. Dann werde Maschel unmittelbar vor der Einführung des Stückes eine Biographie des dachtenden Gemeindeführers in seiner Zeitung veröffentlichen.

Bohrmann war so zerstreut, daß er nicht einmal sagte, er kenne weder den großen Maschel noch die Gusti Mauerhofer.

Ob diese beiden seinen Rock auch anstößig finden würden? Aus dem vorigen Jahrhundert? Wo man doch jetzt schon 1893 schrieb! Der Rock hätte ja beinahe hundert Jahre alt sein müssen.

Gedankenlos beantwortete er Maschas Fragen, und nicht zu ihrer Zufriedenheit. Geniale Züge aus seiner Jugend hätte sie gerne gehört: wie sich in ihm zuerst der Dichter geregt hatte, bald in tollen Streichen, bald in Zeichen von geistiger Frühreife. Er aber ließ aus sich nur herausholen, wie er auf einem Dorfe der Altmark als Sohn des Schulmeisters geboren worden sei und zuerst bei seinem Vater und dann im Lehrerseminar von Magdeburg ordentlich und zuverlässig gelernt habe, was man ihm aufgab. Höchstens von seinem Vater wußte er ausführlich zu erzählen, von dessen Kämpfen wegen des Blodengeläutes, das dem Lehrer oblag, vom Troß gegen Prediger und Patron und von den ungedruckten Streitschriften über die beste Methode des Leseunterrichts.

Siegfried erinnere ihn oft an seinen Vater. Dem Jungen in der neuen freien Zeit Raum zu schaffen für Troß und Wahrheitsdrang! Das wäre ein Lebensziel!

Mascha hatte sich auf die Chaiselongue gelegt und kramte, während sie fragte und Bohrmann antwortete, ab und zu unter den Papieren. Sie steckte den „Scharfrichter von Berlin“ unter andre Bücher, öffnete dann die Rolle mit dem Manuskript des „Hohen Liedes“ und fächelte sich damit Kühlung zu. Sie schüttelte den Kopf über den Mangel an Abenteuern in Bohrmanns Leben.

Dann sollte er ihr wenigstens seine Liebesgeschichten anvertrauen.

Bohrmann errötete. Zu sagen hatte er nicht viel und erfinden wollte er nichts, trotzdem er das bestimmte Gefühl hatte, er müßte jetzt flunkern. So gab er wenigstens ausführlich das Wenige, das er hatte.

In seinem siebzehnten Jahre eine fromme Sehnsucht nach Pastors Hildegard. Sie gingen einen Frühling und einen Sommer lang täglich zusammen in den Kiefernwald, und eines Abends sagte ihm Hildegard, ihre Mutter hätte sie gefragt, ob Johannes in sie verliebt wäre. Daraus sei dann eine Art Liebesgespräch entstanden, wo beide, Hildegard und er, ohne einander anzusehen und ohne sich zu berühren, ja, eigentlich ohne sich ausdrücklich zu nennen, ewige Treue geschworen hätten. Er wenigstens habe es so aufgefaßt. Aber

zu Weihnachten habe sich Hildegard mit einem Kandidaten verlobt.

Und dann in Magdeburg habe Bohrmann seine Frau kennen gelernt, in einer Gastwirtschaft, wo viele Seminaristen verkehrten und wo Hilde — eigentlich habe sie Franziska geheißt — als eine Verwandte der Wirtin ... überhaupt ... ein bißchen mit half ... er habe sich sehr schnell in sie verliebt ... viel schneller als sie in ihn ... plötzlich seien sie verlobt gewesen. Sein Vater sei kurz vorher gestorben, und mit seinem kleinen Erbeil habe er den Schritt wagen dürfen.

Bohrmann hatte bei diesem Bericht immer an Mascha vorbeigesehen und wurde erst wieder redseliger, als Mascha etwas lebhafter als bisher fragte, wie er von seinem Dorf nach Berlin gekommen sei.

Bohrmann antwortete nicht gleich. Er mußte wieder an den alten Rock denken. Der war nicht aus dem vorigen Jahrhundert, er war noch nicht neun Jahre alt, zu seiner Hochzeit hatte ihn Bohrmann anfertigen lassen, in Magdeburg. Dann hatte er ihn zu Lenchens Taufe getragen und bald darauf in Berlin, als er sich seinen Beschühern vorstellte.

Nämlich zu Lenchens Taufe sei auch Hildes Cousine erschienen, die Klunze, die Schuhmannsfrau. Die habe von Berlin erzählt, von der großen Frühjahrsparade, von den Tanzlokalen, von den vielen Nebeneinkünften, von der Stadtbahn, von der Militärmusik, und zur selbigen Stunde habe Hilde es sich in den Kopf gesetzt, Bohrmann müsse Gemeindelehrer in Berlin werden. Beinahe sechs Jahre habe Hilde daran gearbeitet, dreimal habe Bohrmann deshalb nach Berlin kommen müssen, obwohl sein Dorf zwei Meilen von der nächsten Eisenbahnstation lag. Die Klunze habe ihn in Berlin immer anderswohin geschickt. Sie sei eine sehr gute Frau, aber ungebildet, und es sei merkwürdig, daß sie so gute Verbindungen mit dem Magistrat habe. Zu drei verschiedenen Sergeanten habe Bohrmann vergebens gehen müssen. Dann aber habe ein vierter Sergeant ihn an eine städtische Turnlehrerin gewiesen, durch sie sei er mit einem Magistratssekretär bekannt geworden. Der Magistratssekretär habe ihn an eine Präsidentin empfohlen. Er sei zuerst fürchtbar über den Rang erschrocken, aber es war nur die Präsidentin eines Vereins, eines liberalen Vereins. Das aber habe ihr in seinen Augen nicht geschadet, und er sei ja auch nicht so orthodox wie die andren auf dem Lande sind. Durch die Präsidentin sei er endlich an den Herrn Schulrat gekommen, seinen Fürsprecher. Ueberall habe er seinen guten schwarzen Rock angehabt, und keiner habe das Gewand zu schlecht gefunden.

„Nicht empfindlich sein, Hans! Wenn Sie sich um die Stelle eines Gemeindelehrers bewerben, so dürfen Sie gar keinen andren Rock anziehen. Aber hier bei mir wollen Sie doch berühmt werden. In Berlin muß ein berühmter Mann elegant gekleidet gehen, sonst glaubt man ihn nicht ... Kommen Sie näher, ganz nahe. Von Ihrer Verheiratung müssen Sie mir noch mehr erzählen. Das mit Ihrer Stelle in Berlin ist ja ganz einfach der Ring, die bunte Reihe. Aber der Anfang Ihrer Ehe! Die Fliederwochen! Kommen Sie näher!“

Es gelang Bohrmann, mit dem unbequemen Polsterstuhl bis dicht an die Chaiselongue heranzurücken. Sofort ergriff Mascha, als ob das ihre Genohnheit wäre, seine Hände und flüsterte ihm zu, sie sei fürchtbar neugierig, aus Eifersucht, sie wolle alles wissen.

Sie fragte und fragte, und Bohrmann wußte nicht, wie ihm wurde und was er antworten sollte. Er verstand ihre Worte nicht, und dann wieder hoffte er, daß er sie nicht verstand. Wenn Mascha nicht durch Eifersucht den Verstand verloren hatte, so konnte sie doch unmöglich die Deantwortung solcher Fragen erwarten.

Wenn sie aber seine Hände heranzog oder sie gar um ihren Hals legte, schmeichelnd und schwer atmend, wenn sie dabei in ihrem hellrosa Feentleide näher zu ihm heranrückte, dann preßte sie doch aus seiner geängstigten Seele manche Antwort heraus, in verschleierten Worten, die er mit geschlossenen Augen herausstieß. Er machte es ihr nicht leicht.

Endlich zog sie den leise Widerstrebenden noch näher heran und flüsterte:

„Keine Geister wollen wir sein! Aber Du mußt mir treu sein, hörst Du, treu! Im strengsten Sinn! Komm! Einen Kuß, damit Du mich nicht mehr vergessen kannst! Ich will Dir ihn einbrennen, damit Du . . .“

Und wieder küßte sie ihn lange, inbrünstig, schrecklich schön, daß ihm die Sinne vergingen und er neben der Chaiselongue auf die Knie zu liegen kam und jetzt von selbst die Hände um ihren Hals legte, als ob er sie erwürgen wollte.

„Keine Geister,“ stammelte sie unter den wütenden Küßen, mit denen er sie jetzt überschüttete. „Nicht so . . .“

Plötzlich klopfte es an der Thür des Boudoirs.

Wie ein Blödsinniger sprang Bohrmann in die Höhe und fuhr sich mit beiden Händen nach dem Kopf. Mascha erhob sich langsam, schwer atmend, aber ruhig lächelnd.

„Es ist nur mein Mädchen. Ich habe sie beauftragt, zu klopfen, wenn's Zeit ist, mich zum Diner anzuziehen. Gehen Sie und erwarten Sie mich im Salon. Vergessen Sie mich nicht!“

Freundlich reichte sie ihm die Hand. Bohrmann verließ betört das Boudoir. In der Thür wendete er sich erschreckt um.

„Mein Stück!“

„Sie werden doch nicht bei Tische sitzen wollen mit diesem Ungeheum in der Rocktasche? Lassen Sie es ruhig hier liegen. Ich habe schon hineingesehen. Vor dem Einschlafen will ich weiterlesen.“

Als Herr Lose, der Stadtrat und Brauereibesitzer, sein Empfangszimmer betrat und den Lehrer Bohrmann bereits vorfand, schien er gar nicht überrascht zu sein. Bohrmann hätte also gar nicht über die Antworten nachzudenken brauchen, mit denen er den Argwohn von Maschas Gatten zu zerstreuen gedachte. Herr Lose war freundlich, herablassend, ungefähr so, wie ein wohlgesinnter Schulinspektor, zu welchem man das Recht hat, „mein Gömmer“ zu sagen. Er schien sehr kenntnisreich zu sein und mit den höchsten Persönlichkeiten des Staats föhrlung zu besitzen. Denn er fing mit dem Gaste sofort über das Verhältnis von Deutschland und Rußland und über die sociale Frage zu reden an, und unterließ nicht die Andeutung, daß nächstens etwas geschehen werde. Als Bohrmann wenig erwiderte, äußerte Herr Lose seine litterarische Meinung: man habe an Schiller und an . . . Bohrmann verstand Adelburg . . . im wesentlichen genug. Er sei ein Fortschrittsmann, aber gerade darum gegen jede Ueberstürzung. Die Fortschrittspartei müsse die alten Fehler ablegen, sie müsse in gewissem Sinne konservativ sein, mit den Regierenden gehen in der Politik, wie in der Kunst. Er nannte viele neue Namen, die ihm nicht gefielen, wie er sagte.

Als Bohrmann auch jetzt nicht viel zu erwidern wagte, weil ihm die Namen Zola, Ibsen, Tolstoj und gar die Jünger und Kleinen der neuen Schule nicht so geläufig waren, wie diesem allwissenden Stadtrat, wurde Herr Lose noch freundlicher und versprach, seinen Einfluß in der Frage der Alterszulage der Lehrer voll und ganz im Sinne der Gemeindeführer geltend zu machen.

„Der preussische Schulmeister, Herr Bohrmann . . .“

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der musikalischen Woche.

Das Leben des deutschen Männergesangs und der ihm gewidmeten Vereine, der sogenannten Liedertafeln, ist wohl allbekannt als eine Erscheinung, die nicht nur eine rein musikalische Bedeutung, sondern auch ein weitergreifendes Verhältnis zu Dingen des socialen Lebens hat. Dazu gehört ganz besonders, daß neben solchen Vereinen allgemeinerer Zusammenfassung auch einzelne Vereine oder Stände ihre Liedertafeln und zum Teil selbst ihre einigermassen gefärbte Liedertafellisten besitzen — manches davon ein Stück politischer Kulturgeschichte. Hat es einmal eine Berufsklasse zu einem eignen Gesangverein gebracht, so kann dies als ein Zeichen dafür gelten, daß sie bereits über ein starkes Bewußtsein und selbst über ein gewisses Maß von Organisation verfügt. Die deutsche Lehrerschaft hatte in trüben Zeiten — zumal unter Führung ihres Meisters Diesterweg — ehrenvoll nach einem Bewußtsein, nach Organisation und um öffentliche Anerkennung ihrer Standesinteressen gerungen. Daß dabei materielle und sociale, insonderheit Vereinsfragen in den Vordergrund gestellt wurden, konnte den Schein eines nicht so ganz idealen Interesses erwecken; und bekanntlich verstummten auch heute die Vorwürfe nicht, die Lehrer kammerten sich zu sehr um irdische Schätze und um Vereinsmeierei. Daß jedoch diese Bestrebungen durchaus auf ideale Endabsichten hinausgehen, zeigt schon — falls für eine so einfache

Sachlage überhaupt eine Rechtfertigung nothwendig — das Vorbild jenes vorhin genannten Meisters, dem trotz all seiner Einseitigkeiten jedenfalls nicht die direkt pädagogische Richtung seines Interesses abzusprechen ist. So haben sich die Vereine, Klassen, Zeitschriften und sonstigen Organe der Lehrer verhältnismäßig blühend entwickelt. Der Berliner Lehrerverein, ausgestattet mit manchen wertvollen Einrichtungen, hat im Jahre 1887 aus sich auch einen „Sängerbund“ gebildet, der seit etwa zwei Jahren als „Berliner Lehrer-Gesangverein“ wirkt und seine öffentlichen Konzerte zu ganz besonders interessanten und begehrten Bestandteilen unserer winterlichen Musikpflege gemacht hat. Sie erheben sich, geleitet von Professor F. J. Schmidt, auch durch ihr Programm einigermaßen über den Stand der gewöhnlichen Liedertafel; sie bringen meistens mancherlei Neuigkeiten, bevorzugen Stücke von einem mehr musikalischen als vereinsmäßigen Wert und gehen auch ein wenig mit der „Moderne“ auf diesem Gebiet, die hier freilich nicht sehr breit entfaltet ist. So war in dem letzten dieser Konzerte, dessen Wiederholung oder Fortsetzung am 9. d. M. — in der großen Philharmonie — wir hörten, auch Neues von Richard Strauß gekommen. Von dessen op. 42 erwies sich Nr. 1, „Liebe“ (Text aus Herders „Stimmen der Völker“), als eine ansprechende, wenn gleich nicht besonders eigenartige Komposition. In hohem Maße jedoch ist solches dem (ebendaher stammenden) Nr. 2 nachzurühnen, einem „Altdutschen Schlachtfesang“, der zwar weniger durch einen einheitlichen Grundzug und mehr durch einzelne Klänge des Ausdrucks wirkt, in diesen aber auch ganz außerordentlich Charakteristisches darbietet. Die zweite Strophe ist mit ihrer Schilderung des Drauflosgehens, mit ihrer sozusagen aufgelösten Schlußreihe von Stimmen ein Meisterstück. Die Bewältigung der darin liegenden Schwierigkeiten zeugte allein schon von dem Recht, mit welchem dieser Gesangverein als einer der besten von allen gilt. Berücksichtigt man, daß solchen Liebhaber-Vereinen schon von vornherein die Konkurrenz mit Berufssängern schwer ist, so kann man die Leistung des „Berliner Lehrer-Gesangvereins“ in diesem Stück jedenfalls lebhaft loben, auch wenn hier und anderswo gar manche Mängel vorliefen. Das Volksliedmäßige, das in jenen Gesängen von Strauß mit Gluck hervortrat, nahm auch sonst in diesem Konzert einen breiten Raum ein; darunter Bearbeitungen altdeutscher Lieder des 15. und 16. Jahrhunderts, die wieder lebhaft daran gemahnten, wie wenig maßgebend uns die geläufigeren Kompositionsweisen sein dürfen. An den eigentümlichen schwedischen Volksstamm der Dalecarlier gemahnte ein „Dalecarlisches Tanzlied“, das da capo genommen werden mußte. Es war dies kein Chorlied, sondern ein Sololied, mit drei andren Gesungen von Frau Professor Schmidt-Köhne. Man kann das Beobachten der musterhaften Gesangskunst dieser Sängerin jedem Gesangsfreund dringend empfehlen. Eine solche, nur ganz selten durch etwas herbere Ansätze getrübbte Geschmeidigkeit der Stimme und einen so belebten Ausdruck hört man nicht bald wieder. Wenn Schubert in seiner „Forelle“ von den Worten „Ein Fischer mit der Rute“ das Wort „mit“ unrichtigerweise hervorhebt und wenn er dann auf Grund der gleichen melodischen Wendung an der Stelle „Und sah's mit kaltem Blute“ das Wort „kaltem“ mit Recht accentuirt, so war hinwider die Feinheit der Sängerin anzuerkennen, die jenes Wort „mit“ ganz leise und dafür das Wort „kaltem“ recht kräftig betont sang.

Weniger Glück hatte Fräulein Hella Sauer, die im letzten Waldemar-Meyer-Quartett eine Mozartsche Arie mit „obligater“ (den Gesang nicht verstärkender, sondern selbständig ergänzender) Violine sang. Zwar merkt man ihr eine nicht üble Stimmbildung und ein erstes künstlerisches Streben an; allein mag es nur eine zeitweilige Störung oder was sonst gewesen sein: so schwirrende, flackernde Töne, zumal in den hier ohnehin ärmlich bestellten tieferen Lagen, und eine so unvollkommene Ausgeglichenheit der Klangfarben sollte man nicht zu hören bekommen. Im übrigen war dieser Quartett-Mittag ein würdiger Abschluß des Cyclus, dessen nächstjährige Fortsetzung übrigens bereits näher angemeldet ist. Diesmal galt das Konzert ausschließlich Stücken von Mozart. Merkwürdig ist jedenfalls das verschiedene Verhalten des Publikums zu den musikalischen Größen der klassischen und der romanischen Epoche. Was letztere betrifft, so wird jetzt Mendelssohn, allerdings der Komponist, dem die musikalische Moderne ganz besonders entgegensteht, in auffälliger Weise vernachlässigt. Neben seinen immer noch hier und da auftauchenden Chorliedern werden seine Sololieder u. dgl., die vielleicht ausgeprochenstem Zeugen eines vergangenen Stils und als solche von höchster Bedeutung, kaum mehr gehört; neben seinen Virtuosenstücken für Klavier und für Violine erschwindet uns seine Kammermusik fast ganz, trotz des über die Rassen schönen Octettes; und nur seine Chorwerke und einige seiner Konzertouvertüren sind noch beliebt. Von den Klassikern genießt Beethoven, obwohl gerade er noch erst neu verstanden werden muß, eine unverhältnismäßige Popularität, insonderheit zu Ungunsten Mozarts. Dieser hinwider gilt zwar als der „Liebliche“, als der Komponist reizender und „ewig schöner“ Arien und Opern; und andererseits erschwert er seine Verehrung durch manche Zeichen einer Unentwickeltheit. Allein dem Wesentlichen an ihm werden wir noch immer nicht ganz gerecht. Vor allem nicht dem Umstand, daß er einer der größten Kunstvoluntioniäre war. Nicht nur die vielberufene Einleitung zum C-dur-Quartett mit den „unharmonischen Querständen“ entlegte die damaligen Höpfe, auch das F-dur-Quartett, das, aus Mozarts vorletztem Lebensjahr stammend, diesmal von den Waldemar Meyerschen vorzüglich ge-

spielt wurde, enthält Künste der Stimmenverwebung, wie sie noch heute staunen machen. Mozart war eben in erster Reihe nicht der „Liebliche“, „Reizende“, sondern der vielleicht höchste Kömmer seines Gebiets in dessen sämtlichen Partien; es war die — etwa neben Bach — musikalischste Natur, ein Genie auch des Klangs; seine speziellen Lagerungen der Accorde wurden nachträglich von Gelmholtz auf physikalischem Weg als die Klangschönsten erwiesen. —

Unmittelbar nach diesem Konzert gab es den „Barbier von Sevilla“, von der „Freien Volksbühne“ im Theater des Westens den Mitgliedern vermittelt. Die Nachlässigkeit kennend, mit der die sonst so ehrenwerte Leitung des Theaters gerade diese — seiner Zeit von der Sembrich-Truppe so gut gegebene — Oper herunterzuschleudern läßt, hatte ich bedauert, daß die „Freie Volksbühne“ sich zu keiner besseren Wahl beraten hieß. Mehrmals haben wir die Mängel jener Aufführung und zumal die unwürdigen Eirustspäße des Herrn Steffens — im übrigen eines ganz tüchtigen Sängers — beklagt und hatten gerade mit dem Gedanken an ihn gewarnt vor „einem Sänger, der einzelne Pöffen reißt“. Mein Vertreter, dem ich am Sonntag, unfähig, noch weiteres dieser Art zu hören, die Last des Theaterbesuchs auf lud, und der diese unglückliche Aufführung ebenfalls schon kannte, berichtete mir, daß die Oper diesmal allerdings mit gewissen Ausnahmen, erst recht schlapp heruntergespielt wurde. Die künstlerischen Kräfte jenes Theaters sollten sich doch der Ehrenverpflichtung bewußt sein, die ihnen gegenüber dem rühmtenwertem Bildungsdrang dieses Publikums und gegenüber dem edel kunstfreundlichen Streben der „Fr. V.“ erwächst. Letztere kann schließlich auch schwer anders, als sich einer Theaterdirektion, die von der Berliner Kritik beinahe auf Rosen gebettet wird, auf Treu und Glauben anvertrauen, wird aber doch gut ihm, nächsten noch vorsichtiger zu sein. Sie hat sich in hochachtbarer Weise die schwierige Arbeit aufgebürdet, die Musik an ihre Kreise heranzubringen, hat sich mit trefflichen Leistungen zu einem Festhalten und Weitersführen dieser Fortschritte verpflichtet und bedarf jetzt freilich — zu ihrem Lob und zu ihrer Förderung sei's gesagt — des höchsten Aufgebots ihrer Umsicht und ihrer Hilfskräfte. —

sz.

### Kleines Feuilleton.

— Der chinesische Stutzer. Die „Köln. Ztg.“ entnimmt einem englischen Blatt nachfolgende Skizze über das chinesische Cigierl. Danach muß der Sohn des himmlischen Reichs, um für einen wirklichen Stutzer zu gelten, einen mindestens tausend Jahre alten Stammbaum haben. Mit einer Ahnenreihe von nur fünf oder sechs Jahrhunderten würde man ihn, wollte er sich als Dandy aufspielen, ohne Gnade zum Parvenu stempeln. Hohes Ansehen in der „Gesellschaft“ genießt erst der Chinese, dessen Familie bereits vor zwei bis drei Jahrtausenden existiert hat. Durch Reichthum kann auch in China in dieser oder jener Beziehung etwas erreicht werden; man darf sogar ein Amt laufen, aber in der gesellschaftlichen Stellung eines Mannes spielt Geld überhaupt keine Rolle. „Daß Kleider Leute machen“, davon ist man selbst im Reiche der Mitte überzeugt. Die Galatracht des vornehmen „John Chinaman“ hat aber nur dann Wert, wenn sie von irgend einem Urahn herkommt. Seltene Pelze, kunstvolle Südereien, kostbare orientalische Schmuckstücke, besonders schöne Nephritsteine werden daher von Generation zu Generation vererbt. In seine unschätzbaren Erbgewänder hüllt sich der chinesische Edelmann natürlich nur bei den wichtigsten Anlässen. Es ist seine heilige Pflicht, die Sachen möglichst zu schonen, damit sie seinen Nachkommen erhalten bleiben. Häufiger als er seine Kobel- oder Silberfuchspelze und reichgestickten Roben anlegt, schmückt sich der bezopfte Dandy vielleicht mit einem Jahrtausende alten Nephritring von zart feegrüner Farbe. Dieser Ring, der eine Breite von zwei Centimetern hat und am Daumen getragen wird, ist das unverkennbare Zeichen dafür, daß der Besitzer seinen Stammbaum bis in die graue Vorzeit zurückdatieren kann. Die Länge der Fingernägel zeigt ebenfalls Rang, gesellschaftliches Prestige, Macht und Reichthum an. Der vornehme Chinese läßt seine Nägel anderthalb und nicht selten zwei Zoll lang werden. Sie biegen sich wie die Krallen eines Vogels nach innen und legen Zeugnis dafür ab, daß der „Hochgeborene“ es nicht nötig hat, seine Hände zu irgend welcher Arbeit zu gebrauchen. Rinnmt der stolze Eigentümer dieser Krallensfinger nicht eine zu hohe sociale Stellung ein, so besteht seine hauptsächlichste Bestimmung darin, in die sogenannten „Spielhäuser“ zu gehen. Gehört er zu den ältesten Geschlechtern des Landes, dann geizt es sich für ihn zum Beispiel nicht, daß er sich in das Theater bemüht, die Schauspieler müssen in diesem Fall zu ihm kommen und auf seiner „Hausbühne“ aufzuführen, was er zu sehen begehrt. Einem ungeschriebenen Gesetze gemäß muß jeder gelbhäutige Aristokrat ein gebieter Vogensächte, ein perfekter Reiter und ein leidenschaftlicher Spieler sein. Noblesse oblige. Selbst wenn er in einem Restaurant speißt, erfordert es der gute Ton, daß er mit dem Birt oder mit dem Zafellener ein Spielchen macht, um zu erfahren, ob er das Mahl doppelt zu bezahlen hat oder ob es ihm umsonst überlassen werden muß. Geht ein zopftragendes, echtes Cigierl in den Kleibern, deren Südereien schon seinen Urgroßvater entzückt haben mögen, an festlichen Tagen spazieren, so ist er von einem Gefolge von Dienern umgeben. In der linken Hand hält er fast immer einen kleinen Zweig, auf dem ein braunes Vögelchen sitzt. Diesen gestieberten Begleiter schleudert er alle fünfzig Schritt

hoch in die Luft. Das Tierchen schwirrt lustig ein wenig umher, schießt dann plötzlich herab und läßt sich, nachdem es ein Körnchen von den Lippen seines Gebieters genommen hat, wieder auf den Zweig nieder. Dies ist die liebste Beschäftigung des chinesischen Cigierls. —

### Ueber die Gewinnung und Verwertung des Platin

sprach G. Liebert in der letzten Sitzung der „Polytechnischen Gesellschaft“. Er führte aus, daß sich die Nachrichten über große Platinfunde in Südamerika usw. nicht bewahrheitet hätten. Man sei heute noch ganz auf den Ural angewiesen, wo 90 Proz. des Platins gefunden würden. Die Gesamtausbeute betrage im Jahre etwa 5000 Kilogramm. Das Platin werde fast ausschließlich in Körnerform im Sande gefunden, aus dem es erst herausgewaschen werden müsse. Amherst selten fände man Platin in Klumpenform und diese Klumpen würden dann als große Seltenheiten teurer bezahlt. So habe er für einen etwa 11 Kilogramm schweren Klumpen von 86 Proz. Platingehalt 16 000 M. gezahlt. 50 Proz. des gesamten Platins werde in der Zahnindustrie verwendet, 30 Proz. für Zwecke der Chemie und anderer Wissenschaften und 20 Proz. für die Elektrotechnik, für Bijouterien usw. verbraucht. Die Zahnindustrie verwende 8 Millimeter starke Platinstiftchen zum Befestigen der künstlichen Zähne an den Platten. Jährlich würden 40 Millionen Zähne hergestellt, die 80 Millionen Platinstiftchen erforderten. Den Wert der Platinfabrikate könne man daraus ersehen, daß z. B. ein 28—30 Kilogramm schwerer Apparat zur Konzentration der Schwefelsäure 75 000 bis 80 000 M. koste. Platindrähte würden bis 0,00001 Millimeter Stärke in Diamantwalzen gewalzt. Das Platin werde selten rein, sondern mit Iridium, Palladium, Osmium usw. vermischt gefunden. Und zwar enthielten 5000 Kilogramm Erz 1000 Kilogramm Nebenprodukte. Durch Verbindung mit Iridium werde Platin stahhart. Der Redner ging sodann an der Hand von Proben auf die Verwertung des Platins, seiner Nebenmetalle und seiner durch chemische Behandlung erzeugten Unterprodukte, z. B. des für Gasfeldzündler benutzten Platinmohr, des zur Vergoldung von Porzellan verwendeten Glanzgolds, des zur Herstellung der „Stahlpelken“, wie sie in der Damenkosmetikbranche verwandt werden, gebrauchten Platinchlorid ein und bemerkte, daß der Preis des Platins von 1892 bis 1901 von 900 M. auf 2700 M. für das Rilo gestiegen sei. Die Ausbeutung werde durch ein Syndikat bewirkt. Infolge der kolossalen Preissteigerungen seien russische Spekulanten bemüht, die 1885 in Rußland geprägten Platindruck aufzukaufen, die ihnen einen Gewinn von 33 1/3 Proz. abwerfen. Von sehr großem Werte sei das Platin für chirurgische Zwecke, da es durch Säuren nicht angegriffen werde und sich sehr leicht reinigen lasse. —

### Aus dem Altertum.

10. Das Gold der alten Aegypter. Der Nestor der französischen Chemiker, Verhelot, hat jüngst eine Arbeit über ägyptisches Gold erscheinen lassen, woraus die begriffliche Thatsache hervorgeht, daß das Gold aus den älteren Zeiten des ägyptischen Reichs keineswegs rein, sondern stark mit Silber vermischt war, da man das letztere Metall noch nicht auszuscheiden wußte. Scheinbar benutzten die alten Aegypter damals silberhaltiges Gold aus dem Flußsande, woraus sie Ringe und andre Gegenstände herstellten. Eine künstliche Verfeinerung des Golds wurde erst von den Zeiten des Krösus an im Orient ausgeübt. Die Zeit, in der diese Kunst erlernt worden ist, kann durch eine chemische Untersuchung möglichst vieler Goldproben jener Epoche festgestellt werden. Verhelot hat ermittelt, daß goldene Geräte von der fünften bis zur zwölften Dynastie der ägyptischen Herrscher etwa vier Prozent Silber enthalten, während die von der Persezeit an aus fast reinem Gold bestehen. Eine bemerkenswerte Ergänzung zu diesen Studien hat der Chemiker Gladstone in den „Chemical News“ geliefert, wo besonders von dem Blattgold die Rede ist, das in den ägyptischen Mumiengräbern gefunden wird. Bis zur achtzehnten Dynastie abwärts wurde dieses Blattgold sicher einfach aus dem Metall hergestellt, wie es in der Natur gefunden wurde, denn es enthält 4—18 Proz. Silber. Es läßt sich auch unterscheiden, daß in den ältesten Zeiten, also in der ersten Dynastie, das Gold aus einer einzigen Quelle gekommen sein muß, denn alle Stücke, die erhalten geblieben sind, zeigen genau dieselbe chemische Zusammensetzung; die alten Aegypter müssen damals also nur einen einzigen Fundort für Gold gekannt haben. Später zeigen die goldenen Geräte eine mannigfaltige chemische Zusammensetzung, sowohl mit Bezug auf den Silbergehalt, als in der gelegentlichen Beimengung von Kupfer. In einigen Stücken ist ein sehr feiner Ueberzug von Chlorosilber zu bemerken, der sicherlich schon entstanden ist, als das Gold noch im salzigen Wüstenlande lag. Nach dem berühmten Papyrus Harris, der die Geschichte Ramesses III. um das Jahr 1200 v. Chr. enthält, machten die Aegypter damals doch schon eine erhebliche Unterscheidung gegenüber dem Gold, denn es werden darin folgende Goldsorten unterschieden: gewöhnliches Gold, reines Gold, gutes Gold, weißes Gold, bestes Gold, Gold von zweiter Qualität, feines Gold des eignen Landes, Gold des Landes Aöbli und Gold vom Lande Kusj. —

### Aus dem Pflanzenleben.

— Mexikanische Wein-Agaven. Die verschiedenen in Mexiko einheimischen Wein-Agaven werden teils in kultiviertem, teils in wildwachsendem Zustande zur Gewinnung von weinartigen Ge-

tränken, von Schnäpsen und Fafern verwandt. Das weinartige Getränk heißt, wenn von der angebauten Agave gewonnen, pulque, wenn von der wildwachsenden gewonnen, tlachiquo. Nach der Statistik von 1897 wurden über 264 Millionen Liter pulque und über 242 Millionen Liter tlachiquo gewonnen. Die Art und Weise, wie die Pulque-Agaven angebaut werden, ist sehr verschieden. Ganz davon abgekommen ist man, sie aus Samen zu ziehen, weil das zu lange Zeit in Anspruch nimmt. Wenn sie können die Agaven werden, wenn sie reif geworden sind und anfangen, einen Stengel zu treiben. Die Pflanze wird dann zunächst „safiriert“, d. h. der beginnende Stengel wird soweit herausgeschritten, daß das Ausschlagen eines neuen nicht mehr zu fürchten ist. Alsdann wird der oberste Teil mit einigen Blättern der abgeschüttelten Stengel zugedeckt und einige Monate, vier bis zwölf, unberührt gelassen. Je länger man das thut, desto zuckerreicher wird der Saft. Ehe man denselben entnehmen kann, muß jedoch noch eine Operation stattfinden. 8 bis 14 Tage nach dieser kann dann das Abzapfen des Safts, der sich in einer durch die letzte Operation in der fleischigen Masse gebildeten Höhlung sammelt, beginnen. Dies geschieht mit der Schale eines länglichen Kürbisses, an dessen einem in den Saft getauchten Ende ein röhrenförmiges Hornstück angebracht ist. Nachdem der Saft mittels Saugens herausgeholt und in ein ganz gelassenes Ziegen- oder Schaffell gepumpt worden ist, werden die Wände der Höhlung mit einem kurzen, unten breiten Eisengerät etwas ausgeschabt, weil sich sonst kein neuer Saft ansammelt. Aus diesem Saft wird nun der pulque bereitet, und zwar gewöhnlich auf den Mörtern selbst; er wird dann in den Städten meist in eignen Verkaufshäusern verkauft. Kleinere Landwirte verkaufen ihn auch an Zwischenhändler. Sehr große Agaven geben 3 bis 6 Monate täglich 4 Liter Saft und mehr, kleine nur 1-2 Liter und hören schon nach 2-3 Monaten auf, Saft abzugeben. Als Durchschnitt rechnet man auf eine Pflanze 200-250 Liter Saft. Der gewöhnliche Preis, zu dem der pulque verkauft wird, ist 2 Cts. für 1 Liter, so daß eine Pflanze im Durchschnitt 8-10 M. einbringt. Die Agavenkultur ist deswegen eine sehr sichere und gewinnbringende, weil sie das ganze Jahr hindurch eine tägliche bare Einnahme bringt, ohne viel bare Auslagen zu fordern. Die tlachiquo wird in derselben Weise aus den wilden Agaven gewonnen wie der pulque aus den kultivierten, doch geben die wilden Agaven weniger Saft und diesen auch nur ein bis zwei Monat lang; er ist auch zuckerärmer und weniger gut im Geschmack. 1 Liter tlachiquo wird auch nur mit 1 Cent bezahlt. Da es nicht immer leicht ist, den tlachiquo schlaun abzusetzen, so wird ein großer Teil desselben zu Branntwein verarbeitet. 100 Liter tlachiquo geben im Durchschnitt 7 Liter eines 50procentigen Schnäpses, von dem das Liter mit 15 Cts. verkauft wird. Aus pulque wird viel seltener Schnäps gemacht, dagegen aus den Blättern der beiden Weinagaven durch Röstung und Zerquetschung ein Schnäps gewonnen. Häufiger als zur Destillation werden diese an den internen Keilen äußerlich fleischigen Blätter jedoch als Viehfutter verwendet. Auch zur Fasergewinnung werden die Blätter der Weinagave manchmal benutzt, die meiste Faser wird aber aus der Sjalagave gewonnen. Der ausgeschöpfte und verrodnete Kern der Weinagaven liefert zusammen mit dem Wurzelkopf ein sehr gutes Brennmaterial, wodurch die Kosten der Destillation von Schnäps sehr verringert werden. Die scharfen Endstacheln der Blätter werden von den Eingebornen oft mit den an ihnen haftenden Fasern vom Blatt hinweggezogen und, nachdem die letzteren getrocknet und zusammengeflochten worden sind, als Röhren mit natürlichem Zwirn für grobe Röhrenwebe benutzt.

**Physikalisches.**

ht. Die Stromstärke bei Blitzenladungen ist vor kurzem auf einem Observatorium bei Modena gemessen worden. Es geschah das, indem Basaltstäbe in der Nähe von Blizableitern in solcher Lage angebracht wurden, daß die Längsrichtung jedes Stabs senkrecht zu der Ebene stand, die durch seinen Mittelpunkt und die benachbarte geradlinige Strecke der Leitung gelegt wird. Wenn eine Blitzenladung durch den Ableiter gegangen war, erwies sich der Basaltstab magnetisch, und aus der Stärke seines Magnetismus ließ sich ein Schluß auf die Stärke des durch den Blizableiter gegangenen Entladungsstroms machen. Auf diese Weise ermittelte man bei einem Blizschlag am 22. Juli 1900 eine Stromstärke von 20 000 Ampere, bei einem andern in der Nacht vom 26. zum 27. August eine solche von 11000 Ampere. Setzt man die Spannung auch nur auf 100 000 Volt an — eine Zahl, die sicherlich nur als Minimalspannung gelten kann —, so ergeht sich eine Energie von 1 resp. 2 Milliarden Volt-Ampere oder Watt, was einer Arbeit von 100 resp. 200 Millionen Kilogramm-Meter entspricht. Schade, daß diese ungeheure Arbeitsleistung ungenutzt verpufft, häufig sogar beträchtlichen Schaden anrichtet. Vielleicht gelingt es einer zukünftigen Zeit, den Bliz nicht nur zu fesseln, sondern auch seine Arbeit nutzbar zu machen.

**Technisches.**

Das Alter der Dampfessel. Einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Dampfessel liefert ein Aufsatz der „Statistischen Korresp.“ über das Alter der Dampfessel im Königreich Preußen, 1900 zusammen 88 943. Unter den über 50 Jahre alten Kesseln (25 Stück) sind nur Walzenkessel mit und ohne Siederöhre sowie einfache Flammrohrkessel vorhanden und auch unter den

40-50 Jahre alten Kesseln (506 Stück) bilden die genannten Arten bei weitem noch die Ueberzahl, wenn auch bereits Feuerbüchsenkessel in beachtenswerter Zahl sich zeigen. Bei den über 30-40 Jahre alten Dampfentwicklern dagegen treten außer den zuerst genannten die Feuerbüchsenkessel schon wesentlich in den Vordergrund; stärker war dies bei der nächst jüngeren Altersklasse der Fall und noch weit mehr bei den Altersklassen von über 10-20 Jahren beziehungsweise von 10 Jahren und darunter (42 820 Stück); gleichzeitig erfreuten sich auch die Kessel „andrer Bauart“, unter denen sich namentlich die sogenannten „kombinierten Kessel“ befinden, einer besonders schnell zunehmenden Verwendung. Die Flammrohrkessel und die Feuerbüchsenkessel, welche unter den preussischen Dampfesseln heute bei weitem vorherrschen, indem erstere 41,8, letztere 36,6 pCt. der Gesamtzahl bilden, haben sich ebenso wie die engströhmigen Siederohrkessel einer stets steigenden Verwendung zu erfreuen gehabt, während die Aufstellung von einfachen Walzenkesseln und solchen mit Siederöhren sowie von Heizrohrkesseln ohne Feuerbüchse neuerdings nachgelassen hat. Von den Flammrohrkesseln und den Feuerbüchsenkesseln wurden allein je die Hälfte erst in den letzten zehn Jahren erbaut, und bei den Kesseln anderer Bauart war dies sogar mit fast zwei Dritteln der Fall. — („Techn. Absh.“)

**Humoristisches.**

— Das Non plus ultra. „Sehen Sie einmal, was der da drüben für eine Glabe hat.“  
 „Das ist schon gar keine Glabe mehr; das ist ein Kreuzungsprodukt von Straußenei und Billardkugel.“ —  
 — Der Musiker in der Gesellschaft. „Sehen Sie, ich habe bis jetzt fünf Opern komponiert, und von diesen ist nur die dritte erfolglos gewesen.“  
 „Ach, die ist gewiß aufgeführt worden!“ — („Lust. Bl.“)  
 k. Der verliebte Hummer. Eine höchst komische Scene spielte sich an einem der letzten Nachmittage auf dem Verdeck eines Omnibusses in Paris ab. Ein dicker Herr, eine junge elegante Dame und ein älterer magerer Herr saßen nebeneinander. Der letztere warf der Dame fortwährend heimlich verliebte Blicke zu, aber ohne jeden Erfolg. Wöglich sprang die Dame auf und rief ihm zu: „Sie ungeschickter Mensch, begnügen Sie sich wenigstens mit Widen, aber kneifen Sie mich nicht!“ Und damit gab sie ihm eine wohlgezielte Ohrfeige. „Aber ich habe Sie nicht gekniffen“, protestierte der also Angeredete. In den sich nun erhebenden Streit mischte sich auch der Gatte der Dame und es entspann sich eine regelrechte Prügelei. Der Schaffner konnte die kämpfenden nur mit großer Mühe trennen, und das Trio wollte sich zur Polizei begeben, als plötzlich hinter ihm der Ruf ertönte: „Mein Hummer! Er will andrücken!“ Aus dem Korbe einer Hauswallerin tauchte in der That eine ungeheuerer Hummerschere auf. Nunmehr klärte sich alles auf: Der Hummer war allein der Schuldige, er hatte verbißt, was dem alten Herrn vorgeworfen war. In das Gelächter, das nun entstand, stimmten schließlich auch die drei Beteiligten ein. —

**Notizen.**

— Die „Freie Litterarische Gesellschaft“ veranstaltet am Freitag, den 15. März, im Architektenhause einen Recitationsabend, an dem Adalbert Matkowsky, Fr. Edela Müst und Dr. Hans S. Ewers (vom Ueberbrett) vortragen werden. —  
 — August Strindbergs Drama „Gustav Adolf“ ist bei E. Pierson (Dresden und Leipzig) soeben als Buch erschienen. Die erste Aufführung des Stücks findet noch in diesem Jahre am Schwedischen Theater in Stockholm statt. —  
 — Drei Einakter von Georg Hirschfeld: „Steinträger-Louise“, „Der undankbare Sohn“ und „Griechisch“ werden in der nächsten Saison vom Josefstädter Theater in Wien aufgeführt werden. —  
 — Nikolaus Rothmühl wird in der nächsten Woche ein Gastspiel im Theater des Westens eröffnen. —  
 — Johann von Lothringen, eine lyrische Oper von Joubert, erlebt in der nächsten Woche im Theater des Westens ihre Erstaufführung. —  
 — August Dugerts Musiktragödie „Mausikaa“ geht am 20. März im Dresdner Hoftheater zum erstenmal in Scene. —  
 — Der fünfte Internationale Physiologen-Kongreß wird vom 17. bis 23. September in Turin abgehalten werden. Gleichzeitig mit dem Kongreß wird eine Ausstellung wissenschaftlicher Instrumente veranstaltet werden. Die Zoologische Station in Neapel wird eine Sammlung von Meerestieren ausstellen, die für das Studium der vergleichenden Physiologie von Wichtigkeit sind. —  
 — Studienreisen für Lehrer werden jetzt von Zeit zu Zeit von England aus unternommen. Die erste dieser Art wird unter großer Teilnahme demnächst nach den griechischen Inseln abgehen, und eine zweite nach den Hauptstädten Spaniens wird bereits für die Osterferien vorbereitet. —  
 e. Brillant-Schwarz. Der in Nächtsnacht erscheinende „Freie Schweizer“ veröffentlicht folgende Bekanntmachung: „Zu ferate betreffend Konzerie und „Produktionen“ finden während der Fastenzeit im „Freien Schweizer“ keine Aufnahme.“ —